

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 19 (1915)

**Artikel:** Meinrad Lienert  
**Autor:** Eschmann, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573330>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Meinrad Lienert\*).

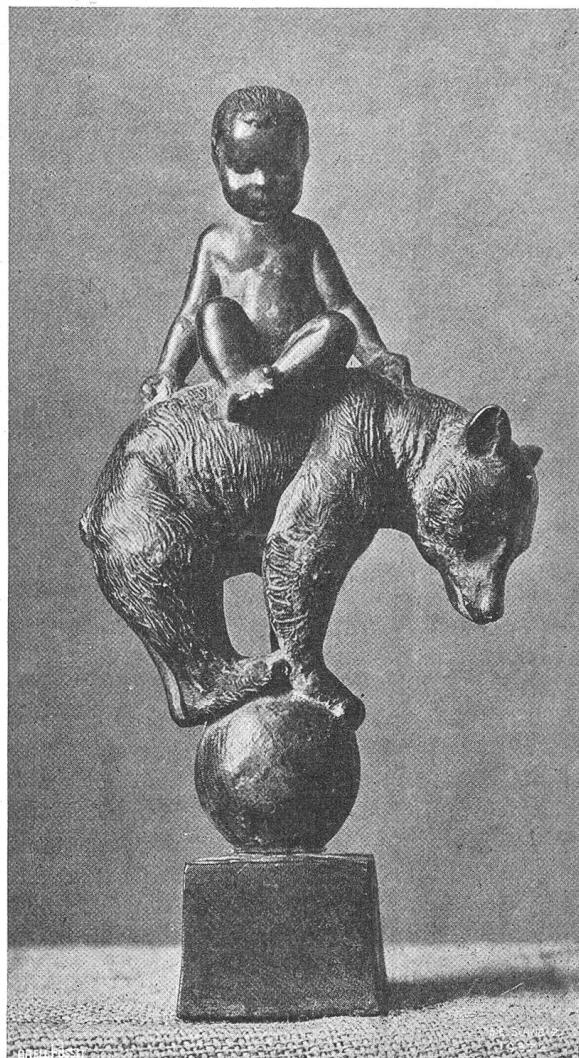
Zu seinem fünfzigsten Geburtstag (21. Mai 1915).

Wir haben Carl Spitteler, den Siebzigjährigen, gefeiert. In der bunten Schar seiner Kenner und Verehrer stand noch eine Kerntruppe, die mit besonders dankbaren und warmen Gefühlen dem Jubilar die Hand drückte. Unter ihnen war auch Meinrad Lienert. Spitteler hatte den neu aufblitzenden Stern als erster erkannt und ihm nach Kräften die Bahn zu ebnen gesucht. „Als ich mit der Leitung des Feuilletons der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ betraut war“ — erzählt er in den ‚Süddeutschen Monatshäften‘ — „im Jahre 1890, kam eines Tages unter dem entmutigenden Wust der täglich einlaufenden Manuskripte eine Erzählung zum Vorschein, die sofort, schon nach den ersten zwei Seiten meine herzliche Sympathie für den Verfasser aufleuchten machte ... Daß dieser ein ganz ausnahmsweise begabter Dichter und dazu ein Sprachbeherrcher von seltener Treffsicherheit sei, das stand mir über allem Zweifel ...“ Mit scharfem, prophetischem Blick hat Spitteler gesehen, und er hat recht behalten. Mit stets wachsender Freude hat er die sichere, wenn auch langsame Entwicklung des Schweizer Sängers verfolgt, und Meinrad Lienert ist geradezu sein Lieblingslyriker geworden. Sollte das merkwürdig sein? Les extrêmes se touchent. „Vielleicht wirkt da die Ergänzungsfreude mit, da auch in seinen Gedichten Lienert so ziemlich meinen Gegensatz vorstellt.“ Was für Gegensätze? Hier das Monumentale, der philosophische Grübler und Ankläger, der Epiter großen Stiles, der Weltbürger, der sozusagen in allen Sätteln — mit einziger Ausnahme des Dramas — erfahrene Künstler, dort der berückende Detailmaler, der Realist, der ausgesprochene Heimatkünstler, der Humorist, der Dialektdichter. Und die Treffpunkte? In der meisterlichen Beherrschung der Sprache wetteifern sie. Ein je-

der wird auf seine Art Eroberer. Lienert schöpft mit vollen Eimern aus dem Borne des Volksgeistes. Bildliche Redensarten blühen ihm auf, immer neue, eine kräftiger, origineller als die andere, Spitteler geht einen Schritt weiter, er prägt neue Wörter und Formen. Was dem Mundartdichter nicht erlaubt ist, setzt Spitteler im Hochdeutschen durch, eigenwillig und mit eiserner Faust. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert geht

\*) Wir erinnern unsere Leser an die Studie von Clara Forrer „Zwei Schweizerdichter“ (Meinrad Lienert und Fritz Martin), die mit den Bildnissen der beiden Dichter im X. Band unserer „Schweiz“ (1906) erschienen ist (S. 70—74); auch o. S. 230, für Carl Spitteler, hätten wir darauf hinweisen können.

A. d. R.



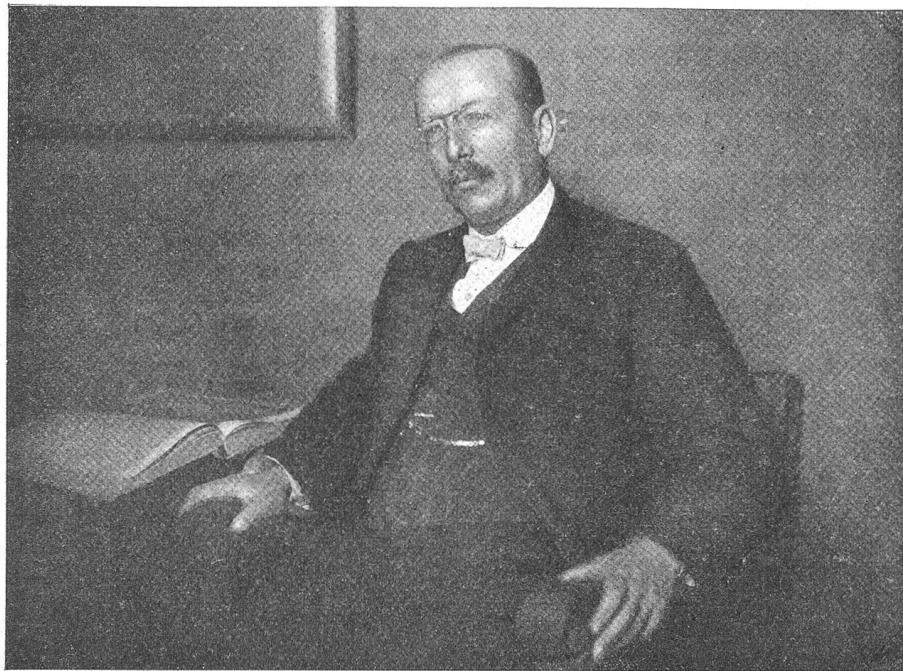
Turnus 1915. Walter Mettler, Zürich. Bär und Knabe. Bronze.

Lienert seine literarische Straße. Er hat sich einen eigenen Weg gebahnt. Über verhältnismäig spät erst hat die Blüte seiner Kunst ihre schimmernden Blätter auseinandergeschlagen. Darin ist er ganz besonders Schweizer, und unsere Helden gehen ihm hier getreulich zur Seite: Gott-helf, Keller, Meyer. Wenn der Pfad auch steil und mühsam ist, er führt empor. Meinrad Lienert wächst. Und je älter er wird, umso jünger wird er. Seine sonnige, jauchzende Lebenslust gewinnt an Farbe und Schmelz; lachend, wehmüdig, übermütig schaut er zurück ins Jugendland. In seinen grünen Weiden ist sein Herz mit allen Fasern festgewurzelt. Die „goldene Zeit“ hat ihm die goldenen Flügel seiner Phantasie gehoben, und sie tragen ihn noch. Meinrad Lienert ist der Dichter der Jugend, der Kinder, der Jünglinge und Mädchen, der heißblütigen, draufgängerischen Liebesleute. Ueber das mittlere Lebensalter nimmt er gerne einen Sprung und setzt sich zu den Großvätern und Großmüttern auf die Bank vor das Tätschhäuschen oder auf die Oftentreppe, wenn draußen der Winter mit Mächten tobt. Und wieder scharen sich die Enkel herzu, um allerlei schnurrige und manchmal auch recht nachdenkliche Geschichten anzuhören. Fast alle spielen im Ländchen Schwyz, im Walddorfe Einsiedeln. In diesem etwas abgelegenen Erdenwinkel, in den wohl auch die Errungenschaften der Neuzeit Einzug halten, in den an den „Stoßtagen“ wimmelnde Scharen von Pilgern ins Kloster zur wundertätigen Maria ziehen. Über oben in den Bergen lebt noch der alte, echte Schwyzerschlag, dessen Hauptmerkmale sind: sonnige Genügsamkeit, eine unverdorbene, jauchzende Lust am Leben, ein starkes Temperament, ein Schuß altererter Bauernschlauheit und eine Frömmigkeit mit etwas Kaufmännischem Einschlag. Der Gott, der gibt, ist ihnen lieber als der, der etwas von ihnen will. Aber dem Aelpler wäre unrecht getan, wenn nicht sein gerades, gesundes, offenes Wesen, der im Innersten gute Kern aufgedeckt würde. Der Schwyzzer ist der geborene Lebenskünstler. Wenn seine äußere Umgebung, wenn seine Verhältnisse auch recht einfach sind, er grämt sich

nicht zu Tode, die Sonnenseele ist Meister, der Humor, die große Freude am Kleinen.

Ein echter Sohn seiner Umgebung ist Meinrad Lienert. Er ist vielleicht der ausgeprägteste Heimatkünstler des Schweizerlandes. In seinem kleinen Reich ist er König. Ein Glück, daß es so bunt, so farbig, so romantisch ist. Zwischen Tal und Hochgebirge hineingebettet ist es gleichsam die Kanzel zwischen See und Jura. Matten, Weiden, Waldgründe, Torfmoor, Wildbach, Berge, Zäcken und Planzen, an denen die Jauchzer der Sennen als Echo zurückgeworfen werden, das ist eine Szenerie, die nicht jede Heimat seinem Dichter aufbauen kann. Und wildwasserfrisch ist die Mundart. Es ist, als ob sich die ganze Natur in ihr spiegelt. Etwas Herbes, Körniges ist ihr eigen, sie ist echt, kräftig, bildhaft. Halten wir sie neben den Dialekt Josef Reinharts, Adolf Freys, springt diese Seite ganz besonders heraus. Weich, elegisch, innig, wie der Solothurner, wie der Aargauer singt, ist auch die Klangfarbe ihrer Sprache. Weil ihr diese packende Originalität abgeht, trägt sie auch weiter. Es bleibt immer zu bedauern, daß Meinrad Lienerts Mundart einen so engen Hörfreis hat. Ihre größte Tugend spielt ihr einen schlimmen Streich. Und der Sprachkünstler steigert sie womöglich noch. Es ist interessant zu beobachten, wie z. B. Hebel von entgegengesetzten Anschauungen ausging. Er milderte, dämpfte eher das Eigenwillige, eng Lokale seiner Sprache. Damit erzielte er mehr Ruhe, Mitternachtstille und Feierabendklang, dem Zuge seines Herzens gemäß. Meinrad Lienert aber bevölkert zur Nacht die hohen Scheiterbeigen, die niedern Stuben, die Geigenbank und die Tanzdiele. So nahe der Wiesentaler und der Schwyzzer einander stehen, ihre Temperamente trennen sie. Wenn Hebel die elegische Flöte bläst, meistert Meinrad Lienert die läufige Tanz-Klarinette.

Seinen Leuten hat er tüchtig hinter den „Länder“ geguckt. Um liebsten führt er uns seine Aelpler vor und die Wald-dorfleute. Die Burschen müssen sich durch die vom Gelde besessenen Köpfe der Alten hindurchringen; die Liebe ist es, die sie ganz erfüllt. Sie macht sie zu Fürsten



Meinrad Lienert.

und zu Bettlern. Die Liebe überhaupt ist der Hauptakkord in Meinrad Lienerts Dichtung. Sie beherrscht die Prosa, sie triumphiert erst recht in den Gedichten. Sie ist die Seele der Nachtbubenlieder. Sie führt das ganze Völklein seiner Helden an. Und das ist recht bunt zusammengewürfelt. Schulmeister, Pfarrer, Wunderdoktoren, Allerweltstümmler, fahrendes Volk wie Zigeuner, Körber, Zirkusleute, sie alle tanzen den bunten Reigen des Lebens mit. Und nie und nirgends fehlen die Kinder. Die Kindergeschichte hat Meinrad Lienert zu einem ganz besondern Juwel geschliffen. Sie besitzt eine verblüffende realistische Wahrheit, sie beschönigt nicht, sie entwirft ein trauriges Abbild der Kinderwelt, sie ist ein ernster Spiegel, in dem sich die Erwachsenen schon erkennen. Alle Tücken und Grausamkeiten, alle phantastischen Pläne und Hoffnungen, aller Jubel und aller Jammer, alle Listens und Ränke der kleinen Trockenköpfe und Jäger, Vogelsteller und Nichtsnutz deckt sie auf. Eine große Rolle spielen die Mädchen, wie die Maitli und Frauen in den Bergdorfgeschichten. Unermüdlich windet er ihnen seine Kränze. Sie sind die wackern und mutigen Dulderinnen, die starken Seelen, wie die

„Schmiedjungfer“, die die Dankbarkeit zur Helden macht. Zu wiederholten Malen sind Frauengestalten in den Mittelpunkt einer Geschichte gerückt, sind Titelhelden geworden, wie das Mirlit, das Heiwili, das Hochmutsnärrchen, die Schmiedjungfer. Die Frauengestalten gehören auch zu Lienerts besten und rundesten Figuren.

Sein Werk krönen die Gedichte. Dem zweibändigen „Schwäbelpfylfli“ mit nahezu 700 Seiten ist nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Ihr Reichtum ist erstaunlich, die Phantasie, die aus einem unerschöpflichen Borne quillt, feiert hier ihre schönsten Feeste. Und vor allem: ihre innerste Seele ist Poesie. Poesie sind die wundervollen Vergleiche, die aus dem Reiche der Natur Gefühle verbildlichen, Poesie der alles überjauchzende Humor, Poesie auch der Schmerz, der bis zur Verzweiflung geht, Poesie der beschwingte Rhythmus, der dem Bächlein nachhüpft, der auf der Geigenbank didelt und dudelt, Poesie ist die innige Naturbeobachtung, der kein Sonnenscheinchen auf einem Gräschchen entgeht, und Poesie ist das Mitgefühl mit aller Kreatur, mit jeder Blüte, mit jedem Schnecklein, das auf Reisen auszieht. „Mein Herz verübt einen Freudensprung, wenn ich an Meinrad

Lienerts Gedichte denke," und was Carl Spitteler fühlt, fühlen ihm alle nach, die noch einen Sinn bewahrt haben für jene ungeschminkte, ferngesunde Sangesart, die weit entfernt ist von allem sentimental Ueberschwang. Da ist keine Flucht in einen dunkeln Winkel, um sich vor der Welt mit Haß zu verschließen, da ist eine goldene Lehrenlese auf den Ueckern des tätigen Lebens, ein Jubeln und Ueberwinden, ein Musizieren der Seele, die bald wie Harfenton erklingt, bald erbraust wie ein Wildbach, bald blitzt und donnert wie Gewitternacht.

Was wird uns Meinrad Lienert noch bringen? Getrost dürfen wir sagen: die Aussichten stehen gut. Das Korn ist reif. Er wird in seinem engen Bezirke bleiben. Wie weit er sich spannen läßt, wenn das Herz seine Seile auswirft, hat er uns gezeigt. Ein Fünfziger steht auf blumiger Warte. Die Stürme des Lebens haben vertost. Lächelnd, halb wehmüdig, halb glücklich schaut er zu Tal und geht noch einmal in Gedanken die lieben Wege der Jugend, und fragend und erwartungsvoll blickt er aufwärts, nach dem Berge, der noch vor ihm sich auftürmt. An Stelle des mutigen Draufgängertums tritt ein nachdenklicherer, philosophischer Zug. Aber das Herz hat noch einen festen Taft und die Seele den

alten Ton, nur ein ganz klein bißchen gedämpft, wie in Meinrad Lienerts Meisterlied:

Chani cho? \*)

Wänn's dimmred hät um Hus und Rai,  
Durs Gstuüd, im Chilechhof üb'rei,  
Se simm'r is goh verbärge.  
Blöiñ eis muoß det am Egge stoh:  
Chani cho? — Nu nüd!  
Wie schödin isch au im Heustöck gsy!  
Und gwahrt's mi ächt, verwütscht's mi ghy?  
Us chunt scho über d'Veit're.  
Chani cho? — Jo, cho!

Baldane, wo mer noe sind,  
Se simmer nachts zuo jedem Chind  
Um's Müürli goge bräuge.  
Will keine gäre dusse stoh.  
Chani cho? — Nu nüd!  
Und 's Maitli wien ä Bluom im Gras  
Im Stubli, weder hinder Glas,  
Us wie'ne Chilehelgi.  
Chani cho? — Jo, cho!

Wie lang isch har sid äner Zyt!  
Un Bluome sind und d'Schägli wyt,  
Und Eine schidt scho d'Bote.  
I gsehne det bim Beihus stoh.  
Chani cho? — Nu nüd!  
Uf einiñt hät me Läbtig gnuog,  
Wird brüchig wien ä alte Chruog  
Und gamppled uf dä Beine.  
Chani cho? — Jo, cho!

Ernst Eschmann, Zürich.

\*) Erstmals zum Abdruck gebracht in unserer „Schweiz“ XVI 1912, 147.

## Der Flieger

Wenn mich die Menschen verlassen,  
Geh ich eine Meile allein  
Und denke: Wie muß ich sie fassen,  
Um Mensch unter Menschen zu sein?

Dann schaff' ich die farbigen Bilder  
Noch schöner an Kraft und Gestalt,  
Dann treib' ich und wachse noch wilder  
Und blühe mir selbst wie ein Wald —

Von göttlicher Nähe umbrandet,  
Vergaß ich den Freund und den Feind  
Und fühle, im Tale gelandet,  
Erlöst, was mich allen vereint...

Dann wirf mich, Wille, zu Pferde,  
Dann wandle mich, Jugend, zum Weih!  
Schon schwebe ich über der Erde  
Mit wachsenden Flügeln, frei

In kreisende Lüfte zu schrauben!  
Von fremden Vögeln umkreist,  
Will ich die Sonne uns rauben  
Und, über den Sternen, den Geist...

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.